

*Hermann Kunisch*  
Christlicher Realismus

Nachgelassene Schriften von Romano Guardini

Aus dem Nachlaß Romano Guardinis wurden Ende des Jahres 1976, acht Jahre nach seinem Tod, zwei Texte vorgelegt, mit denen der Verfasser in den letzten Lebensjahren beschäftigt war: „Die Existenz des Christen“, eine umfangreiche Wiedergabe von Vorlesungen, die Guardini seit etwa 1958 bis in den Winter 1962/63 gehalten hat, und „Theologische Briefe“, Niederschriften aus den Jahren 1963 bis 1966<sup>1</sup>. Die Vorlesungen hat er selbst noch trotz eigener Bedenken zur Veröffentlichung bestimmt. Er hat sie nach dem Vorwort noch selbst durchgesehen und gekürzt, aber wohl nicht grundlegend durchgearbeitet. Sie geben im ganzen den tatsächlich gesprochenen Wortlaut wieder, mit aller Unmittelbarkeit und Eindringlichkeit, die solchen Verlautbarungen eigen sind. Die „Briefe“ fanden sich in einer Mappe, die den Titel „Inbegriff der Offenbarung“ trägt. Titel und Untertitel der Veröffentlichung sind von den Herausgebern festgelegt worden. Es sind Aufzeichnungen in Briefform, deren gedachter Empfänger Guardinis vertrauter Freund, der Pfarrer Josef Weiger aus Mooshausen im Allgäu, ist. Es ist für den Schreiber charakteristisch, daß er diese späten „lebhaften Einsichten“ in Gedanken an ein Gegenüber entwickelt. Er brauchte das ihm vor-schwebende, zuhörende Angesicht des anderen, um diese ihn bedrängenden Einfälle, Vermutungen und Erkenntnisse aussprechen zu können. Den gleichen Charakter des Dialogs haben auch die Vorlesungen, auf willig vernehmende Hörer zugesprochen. Diese werden in den Vorgang des Klärens einbezogen; sie sind in ihrer Existenz, ihrem Verhaftetsein in die Zeit unmittelbar gemeint, ihre Sache wird verhandelt. So erklären sich auch die wiederholten Hinweise auf die Schwierigkeit des Unternehmens, die Gefahr des möglichen Ärgernisses.

Beide nun vorliegenden Bücher tragen deutlich die Spuren der Jahre hindurch währenden schmerzhaften Krankheit des Autors, die „Briefe“ deutlicher als die Vorlesungen. Viele Züge ihres Aufbaus und Sprachstils sind von daher bestimmt. Die „Briefe“ sind nur zum Teil ausgeführt; manche sind entweder in einzelnen Abschnitten oder gar ganz nur stichwortartige Notizen, Versuche, ihn bedrängende und beunruhigende Tatbestände zu klären, ihm notwendig scheinende Fragen zu beantworten, in einer Gestalt, als ob er Angst hätte, die Gedanken könnten ihm entgehen, ehe er sie ganz erfaßt oder formuliert hätte. Die Vorlesungen zeigen eine lockere Fügung trotz der im Äußerlichen durchgehaltenen Gliederung. Leider konnte auch sie nicht zu Ende geführt werden. Am Schluß des Bandes wiedergegebene Notizen

lassen erkennen, wie das Ganze hätte durchgeführt werden sollen. Die Sorge um die Gegenwart, die sein Herz belastete, drängt ihn, Wichtiges mehrfach zu wiederholen, in immer neuen Ansätzen und genauerer Wortgebung sicherer vorzutragen und den Gedanken größeren Nachdruck zu verleihen. Das muß bedenken, wer diese Bücher liest. Es bedeutet sowohl Gewinn wie Verlust: Gewinn insofern, als der Leser Anteil hat an einem lebendigen Erkenntnisvorgang und an dem Bemühen, die Veränderungen der Welt durch Technik, Fortschritt, Vermassung und Verwissenschaftlichung zu bewältigen; Verlust deswegen, weil die vielfältigen Vor- und Rückgriffe einen geschlossenen Aufbau verhindern<sup>2</sup>. Es gibt konzentriertere, sicherer gefügte Bücher Guardinis als die nachgelassenen Vorlesungen; es gibt auch sprachlich strenger geformte Schriften dieses großen Stilisten als vor allem die „Briefe“, aber auch die Vorlesungen. Der Charakter des Entwurfhaften und gelegentlich Vorläufigen haftet beiden Veröffentlichungen an. Damit meine ich nicht, sie seien „schlechter“ geschrieben als seine früheren Arbeiten; sondern – was für den ernster Lesenden und, aus welchen Gründen auch immer, an der Person des Schreibers Anteil Nehmenden ein großer Reiz sein kann – sie sind weniger fertig, mehr Ansatz und Vorspiel als ausgeführte Gestalt. Guardini schreibt für den, der hören kann, in jeder Notiz gut. Nur in Deutschland konnte der Verdacht aufkommen, Guardini mache es sich mit seinem Sprechen und Schreiben zu leicht, er verdecke in gekonnten Formulierungen das noch nicht zu Ende Gedachte, es fehle an Ernst und Tiefe. Er besitzt die seltene Fähigkeit, auch schwierige Gedankengänge einleuchtend darzustellen, ohne sie um ihr Gewicht zu bringen.

Guardinis Denk- und Sprechweise ist hier, wie es früher war, betrachtend, überlegend, trotz der genauen Gliederung nicht systematisch. Es ist die „Denkform“ Augustins, die Form kreisenden Denkens, der Variation an Stelle des gezielten Zugriffs und des einsträngigen Verfahrens, auf Anschauung ruhende Meditation. Es wäre reizvoll, aus der Rückschau auf Guardinis abgeschlossenes Werk dieses mit der so anderen Denkweise und sprachlichen Erscheinung zu vergleichen, wie sie bei Karl Rahner begegnet. Wir müssen uns mit einigen Hinweisen begnügen, die aber vielleicht das Besondere dieser Nachlaßveröffentlichungen verdeutlichen können. Ein ebenso erregendes wie fesselndes Nebeneinander: Diese beiden gleichzeitigen „Summen“, Guardinis „Existenz des Christen“ und Rahners „Grundkurs des Glaubens“. Rahner gewiß moderner und herausfordernder, aber doch nicht mehr „heutig“ als Guardini. Seit wir um das Problem der Generation in der Geistesgeschichte wissen, kann man von einem eindimensionalen „Heute“ nicht mehr reden. Es gibt die „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (Wilhelm Pinder). So dürfen denn beide Bücher in vieler Hinsicht nebeneinander bestehen; beide – trotz vieler Gemeinsamkeiten – Ausdruck verschiedener Weisen des Umgangs mit dem, was in der Offenbarung und dem existentiellen Verhalten des Glaubenden vorgegeben ist.

Karl Rahner fragt nicht zuerst: Was sagt die Offenbarung über die Existenz des Christen, wie ist Person vom Anruf des sich offenbarenden Gottes gesetzt und wie antwortet sie darauf im Akt des Glaubens?, sondern: Wie erfährt sich der Mensch,

der auf seine Herkunft, seinen von ihm verschiedenen Grund hin, der Gott ist, reflektiert? Diese „transzendente Erfahrung“ gehört nach Rahner zur „Struktur des erkennenden Subjekts“; in dieser Erfahrung ist ein anonymes, thematisches Wissen von Gott, eine ursprüngliche Gotteserkenntnis gegeben. Der Mensch erfährt in ihr sein „Kreaturesein“ und damit die Verschiedenheit von seinem Grund, von Gott; und er nimmt sich darin als endliches Subjekt an, sich als „wahrhaft, wirklich“ und „sich selbst aufgegeben“ und auf der anderen Seite sich als „herkünftig und in das absolute Geheimnis verwiesen“. Hier müßte genauer die andere Erfahrungsweise Guardinis beschrieben werden, der nicht erst in seiner „Existenz“, sondern schon früher an verschiedenen Stellen von der „Annahme seiner selbst“ als Reaktion auf die Initiative des ihn anrufenden Gottes gesprochen hat.

Guardinis theologische Darlegung, sein die Phänomene beschreibendes und deutendes Verfahren ist nach seiner eigenen Standortbestimmung nicht „autonome Denkarbeit“ – das ist, wenn ich ihn recht verstehe, Rahners eigentliche Leistung; daher „Begriff des Christentums“ und „Kurzformel des christlichen Glaubens“ –, sondern der ehrfürchtige Versuch, „den Inhalt der Offenbarung so zu denken, wie es ihrer Intention entspricht“, „die Qualität des Offenbarungsinhalts“ wahrzunehmen. Das heißt, einfach ausgedrückt, zu lehren, wie man das Alte und Neue Testament zu lesen hat, oder genauer, wie die Offenbarung in beiden Testamenten anzunehmen ist. Darin gewinnt er die Erkenntnis, wie sehr die Offenbarungsinhalte von dem, was „aus unmittelbarer Erfahrung und dem natürlichen Denken“ stammt, unterschieden sind. Die Offenbarung wird verstanden als *Heilswahrheit*, als Selbstmitteilung Gottes, die auf das menschliche Heil bezogen und in Liebe aufzunehmen ist. Ihre Inhalte sind die Bekundung Gottes als des Herrn, des Lebendigen, in Freiheit und Unabhängigkeit Da-seienden, als des Ich-bin, dessen Erscheinungsform die Trinität ist, seine Erschaffung der Welt, die „Werk“ ist, sein Erlösungswirken, gipfelnd in der „Menschwerdung“; was den Menschen angeht, seine Herkunft aus Anruf und sein Existieren aus Antwort auf den ihn begründenden Anruf, sein In-der-Welt-Sein als Geschichte machend.

Diese Darstellung des aufeinander bezogenen Existierens Gottes und des Menschen geschieht aus „echter Lehrautorität“, wie sie in der Annahme der Offenbarung sich verwirklicht, und nicht aus der Beglaubigung des „gelehrten Theologen“ (371). Das bedeutet, daß die Darbietungsform nicht nur der „Briefe“, sondern auch der Vorlesungen nicht den „Techniken der Theologie“ folgt und ohne „Fachausdrücke“ auskommt, im Gegensatz zu Rahner. Eindeutig erklärt Guardini, erwarteten Einwänden zuvorkommend, daß die textkritischen und terminologischen Probleme ihm bekannt seien; daß er ihrer aber bei seinem Unternehmen nicht bedürfe (246). Er ordnet sie dem ihm Wesentlichen unter, wenn seine Fragen „davon unabhängig sind“. Er hält sich an den „einfachen Ausdruck der Offenbarung“, dessen Sinn einfältig – dieses Wort im großen und echten Sinn genommen – zu vernehmen eine seiner großen Fähigkeiten ist. In verwandter, wenn auch durch die Qualität der Zeugnisse abgewandelter Weise liegt dieses ihm oft zum Vorwurf gemachte Verfahren vor in seinen

Deutungen Augustins, Dantes, Pascals, Hölderlins, Dostojewskijs und Rilkes. Unabhängig von überlieferungsgeschichtlichen und stilgeschichtlichen Ergebnissen wird der endgültige Text befragt. Das engt die Blickweise ein, bringt aber größere Intensität und tieferes Eindringen hervor. Guardini wußte immer, welches Risiko er damit einging. Hier, im Fall der Offenbarung, läßt er sich in einem erschütternden Ernst auf die durch die Eigenart des Überliefertseins – von einfachen, unliterarischen, das heißt auch gedächtnisstärkeren Zeiten bis in die Zeugenschaft der großen Inspirierten und Heiligen – beglaubigte Wahrheit der Offenbarung ein.

Guardinis Grundfrage geht – darin wieder von Rahner unterschieden – auf die Weise, wie der Mensch als Glaubender da ist. Das aber nicht nur abstrakt, auf eine Formel, eine Definition ausgehend, sondern im Hinblick auf das Angesiedeltsein im geschichtlichen Augenblick, im Hier und Jetzt. So umfassen die Vorlesungen wichtige, bei Guardini übrigens nicht neue, Ansätze zu einer Kulturmorphologie (etwa Seite 190 ff.), einer Phänomenologie der Religion, wobei er auf Vorgänger verweist, denen er sich verpflichtet fühlt, Rudolf Otto und van der Leeuw. Dieses Hinübergreifen über das nur Theologische geht immer aus von der Frage nach der Existenz des christlich Einzelnen und kehrt zu ihr zurück. Der Kern dieser Betrachtung ist Sorge um den Zustand dieser Welt, hervorgerufen durch deren Verfall und Krisis und die Überzeugung, daß Gott den Menschen die Verantwortung für die Welt als eine die Sorge für das eigene Heil einschließende und übersteigende Aufgabe zugewiesen hat. Das bedeutet die Analyse der neuzeitlichen Verfallserscheinungen: die wissenschaftliche, technische, politische Weltergreifung, das Streben des Menschen nach Autonomie und Fortschritt und dessen Folgen: die Preisgabe Gottes an die Welt und damit die Begründung der Welt aus eigener Mächtigkeit, die Auffassung der Geschichte als eines notwendigen Prozesses, der freien Entscheidung des Menschen entzogen (498 f.).

Was so entsteht, ist eine subtile Abgrenzung des christlich Eigentlichen von den Entartungen, die sich im Bewußtsein und Willen des neuzeitlichen Menschen gebildet haben. Diese Unterscheidungen betreffen Gott, Jesus Christus, die Weise der Offenbarung, die Schöpfung, den Menschen, seinen Urzustand im Paradies, seine Verantwortung in der Geschichte. Das Christlich-Eigene wird scharf abgegrenzt gegen Mythos, Idealismus, Biologismus und Romantik; Gott, der Absolute gegen das Absolute und aus sich heilig Mächtige. Das soll hier im einzelnen nicht weiter verfolgt werden. Hingewiesen sei nur auf das, was meiner Meinung nach die Eigenart und die thematische Mitte dieser Kritik ausmacht. Guardinis Methode ist angetrieben von dem Drang nach „Unterscheidung des Christlichen“. Das war die Auszeichnung bereits seiner früheren kleineren, in Sammelbänden zusammengefaßten Studien und auch der größeren Werke, angefangen von dem „Gegensatz“ bis zu „Welt und Person“, „Freiheit, Gnade, Schicksal“ und den genannten Deutungen religiöser Gestalten und solcher „weltlicher“ Dichter, deren Größe und Gefahr nach Guardini in der Aufdeckung der geheimen Mächtigkeit des Daseins und der darin sich begebenden Umdeutung der Geschöpflichkeit in innerweltliche Numinosität besteht. Diesem bedeuten-

den Schriftsteller eignet eine ungewöhnliche Kunst der Interpretation. Ernstnehmend, behutsam, sich unterwerfend und dem Wort so lange folgend, wie es die geistige Aufrichtigkeit gestattet. Ein auf „intensivem Umgang mit den Texten“ ruhendes Hören-Können ermöglicht eine genaue Bestimmung der Phänomene. Guardini würde sich vermutlich gesträubt haben, anzuerkennen, daß diese von den eigenen Empfindungen und Vorurteilen absehbare Objektbezogenheit dem Goetheschen, in Italien gewonnenen und dann immer „reiner“ entfalteten Streben nach der Erkenntnis der „Wahrheit der Dinge“ – „das Auge licht sein lassen“ – verwandt sei. Er hat zu Goethe nie einen rechten Zugang gefunden. Eher hätte er Stifters Bemühungen um die „Wesenheit der Dinge“ – „wie die Dinge an sich sind und was sie für sich fordern“ – als den seinen benachbart empfunden.

Mit dem Blick für das Eigentliche und der Fähigkeit, die Grenze zu benennen, werden die dem Menschen durch die Offenbarung vermittelten Gegebenheiten in ihrem Sosein festgelegt. Guardini nennt diese Gabe selbst „das Auge haben“ für das, was sich einem darbietet. Zum Hören-Können stellt sich das Sehen-Können. So bietet er subtile Definitionen – für den Sprachliebhaber oft von großer Kostbarkeit – in einer sich dem Phänomen genau anpassenden, sensiblen Sprache. Das aber nicht impressionistisch umschreibend, sondern den Gegenstand sorgsam einkreisend und von Verwandtem und Gegensätzlichem abhebend: „die Begriffe säubern“, „Ordnung schaffen“, „Bedeutung klarstellen“. Das aber heißt für die Situation des Sprechens auf Hörer hin die Schaffung von „klarer Luft“ oder „klarer Atmosphäre“.

Was in diesen Versuchen geklärt und eingegrenzt wird, ist die ganze Breite der in der Offenbarung sich mitteilenden Gottes- und Menschenwirklichkeit. Aus dem Vielen sei wenigstens der tragende Grund noch benannt. Was Gott und den Menschen angeht, ihre Wesenheit und die Eigenart ihres Tuns, so hängt für Guardini alles daran, daß das Personsein beider gesehen und angenommen werde. Das bedeutet, daß Gott erkannt werde als der Ich-bin, als Herr und Schöpfer, der in keinem Weltgrund aufgehen und der Welt als ihre eigene Heiligkeit zugeschlagen werden kann; weiter: Die Welt als „Werk“ und als nicht aus sich bestehende Mächtigkeit; der Mensch als Person (175 ff., 336, 464 ff. u. ö.), im Anruf geschaffen, von Gott aus und auf ihn hin bestehend und im Antwort-Geben sich verwirklichend, als der er ist (28, 40, 67, 179, 184, 240, 337, 452 u. ö.)

Der Mensch als Gedanke Gottes wird von Guardini in dieser Größe voll gesehen. Dennoch sind seine späten Aussagen über den Menschen voller Bedenklichkeit und Zweifel; sie tragen eine mit dem Alter zunehmende schwermütige Färbung. Mit diesem Menschen, der nach der Absicht Gottes sein Ebenbild und der Verwirklicher seiner Absichten in der Welt sein sollte, stimmt es nicht, genauer: stimmt es nicht mehr. Der jetzige Mensch ist nicht *der* Mensch. Er ist der „zweite Mensch“, eine nicht vorgesehene Stufe nach dem Sündenfall im „Paradies“, das nicht ein Ort, sondern ein Zustand war. Er steht im Widerspruch zu seinem Ursprung, ist das Wesen, das den Zustand seines Ursprungs verloren hat. Deshalb ist er nicht, wie eine von der Offen-

barung gelöste Anthropologie es möchte, gegenüber der naiven Unmündigkeit des im Alten Testament geschilderten Urzustands der Fortschritt zur Bewußtheit, Überlegenheit und Freiheit. Der jetzige Mensch ist nicht so, wie er hätte sein sollen (210), er ist „im Kern verstört“ (236); sein Grundbefund ist „Verlorenheit“, „Ungeborgenheit“ und „Heimlosigkeit“. Wenn er sich recht versteht, existiert und handelt er aus dem Bewußtsein von Urschuld und Urverstörung (135, 188 f., 194 f., 238, 484, 503). Geschichte wird seit der ersten Auflehnung des Menschen gemacht von einem „definitiv verstörten Menschen“ (189). Daher ist Geschichte gekennzeichnet vom Mißbrauch der Macht und dem Drang nach Besitz (194, 503, 509); und als vom Menschen bestimmtes Geschehen hat sie die Signatur der Tragik.

Auf den ersten Blick scheint diese Menschen- und Geschichtsauffassung pessimistisch zu sein. Guardini grenzt sie aber ausdrücklich von oberflächlichem Pessimismus wie von einem utopischen Optimismus ab. Sein Blick geht, wie wir gesagt haben, auf die „Objekte“, auf das, „was ist“. Diesem Blick antwortet der Ernst, der dem, was sich zeigt, standhält (237). Dazu gehört der Mut dessen, der seine subjektiven Erfahrungen an der Offenbarung klärt und dieses Gegenüber verarbeitet und durchträgt. Urs von Balthasar hat Guardini mit Recht einen „Realisten“ genannt. So müßte man bei ihm trotz der unübersehbaren Schwermut von „christlichem Realismus“ sprechen, der allem Dionysismus, aller Naturromantik und Daseinsvergötterung widerspricht. „Das zu tun, hat weder mit Optimismus noch mit Pessimismus zu schaffen, sondern ist der Akt, durch den der existierende Mensch die von jenseits seiner Existenz hereinkommende Bewegung Gottes auffaßt und sich mit ihr verbindet“ (239). Wenn Goethe sich ermannte, den Menschen, den er als verfallen und bedenklich ansah, und das Dasein, „es sei wie es wolle“, dennoch als „schön“ und „gut“ zu bejahen, zu glauben, daß „die Welt, wie sie auch kreise, liebevoll und dankbar sei“, so steht das gar nicht so weit ab von dem, was Guardini vom Weltwesen dachte. Bei beiden eine großherzige Anstrengung, über alle Zweifel hinweg einen Sinn zu erkennen. Der von Goethe gemeinte Sinn führt letztlich ebenso auf Gott als Grund des „Dennoch“ hin, wie Guardinis Überzeugung, daß Gott zum Menschen hält, weil er ihn gewollt hat, und daß die Welt „Gottes Freude“ sei und daß er sie „im Ernst“ liebe.

Es konnte in diesem Hinweis auf die nachgelassenen Schriften Guardinis nur darauf ankommen, einige Gedanken dieser Bücher zu umschreiben; mehr noch, die theologische und menschliche Grundhaltung zu charakterisieren, die ihnen das unverkennbare Gepräge gibt. Gerade diese geistige und gefühlsmäßige Verfassung ist es, die diesen neuen Arbeiten, wenigstens der „Existenz des Christen“, eine Berechtigung gegenüber den früheren gibt. Denn die gedankliche Substanz ist weder erweitert noch geändert. Für den Kenner Guardinis bieten beide Veröffentlichungen nichts wesentlich Neues. Sie fassen seine früher vorgetragenen Grundeinsichten zusammen. Die Vorlesungen und Briefe gehen kaum hinaus über das, was Balthasar in seinem „Durchblick“<sup>3</sup> zusammenstellt und aus Guardinis früheren Schriften belegt. Gelegentlich werden die

Akzente anders gesetzt; so wird in den „Briefen“ das Gericht als „letzte Besiegelung der Tatsache, daß Gott den Menschen als Person will“ gedeutet: „Das Gericht als Vollendung der Liebe“ (Dritter Brief). Altes wird neu und dann immer in faszinierender Form formuliert. Die schon früher erkennbare Sorge des leidenschaftlich auf die gegenwärtige Situation Bezogenen läßt ihn manche seiner Erkenntnisse und Forderungen mit einer Eindringlichkeit vortragen, die ans Herz rührt.

Es wäre denkbar, daß sich, vor allem, was die „Theologischen Briefe“ angeht, die Frage erhebe, ob bei allem Reiz des einzelnen und der Schönheit und Tiefe mancher Formulierungen das Ganze so trägt, daß eine Veröffentlichung notwendig sei. Guardini selbst hatte offenbar, wie seine Vorbemerkungen zeigen, das Gefühl, daß diese Briefe allzu fragmentarisch und vorläufig seien, „plötzliche Einsichten“, die ihm wichtig schienen, „aber noch nicht zur Veröffentlichung taugen“. Seine von der schmerzlichen Krankheit geschwächten Kräfte reichten nicht mehr aus, die sich ihm aufdrängenden Gedanken bis auf den Grund zu klären, wie es sonst seine große Auszeichnung ist. Als Vermächtnis aber eines reinen und starken Geistes wollen wir uns auch dieser Veröffentlichung freuen – trotz der Trauer, daß es ihrem Urheber nicht vergönnt war, dem Geplanten die notwendige Vollendung zu geben.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Romano Guardini, Die Existenz des Christen. Hrsg. aus dem Nachlaß. Paderborn: Schöningh 1976. 520 S. Lw. 34,-; ders., Theologische Briefe an einen Freund. Einsichten an der Grenze des Lebens. Hrsg. aus dem Nachlaß. Paderborn: Schöningh 1976. 67 S. Kart. 6,80.

<sup>2</sup> Die Eigenart des Ganzen, in dem wichtige Gedanken an verschiedenen Stellen wiederaufgenommen und variierend vorgebracht werden, lassen den Benutzer ein Namen- und Sachregister schmerzlich vermischen. – In den Briefen hätten lästige Druckfehler (vielleicht auf Verschreibungen Guardinis zurückgehend?) vermieden werden sollen.

<sup>3</sup> H. U. von Balthasar, Romano Guardini. Reform aus dem Ursprung (München 1970).